

Zeichen der Zeit : "Deus caritas" oder Die Phantomschmerzen des Papstes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **100 (2006)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Willy Spieler

«Deus caritas» oder Die Phantom- schmerzen des Papstes

Die erste Enzyklika Benedikts XVI. «Deus caritas»¹ stösst auf breite Zustimmung. Selbst Kritiker des Joseph Ratzinger wundern sich, dass dieser die Liebesbotschaft des Evangeliums ins Zentrum seiner Erwägungen rückt. Das «christliche Liebeshandeln», das hier betont wird, ist als prägendes Merkmal der Glaubenskongregation unter ihrem früheren Chef jedenfalls nicht in Erinnerung. Sollte Ratzinger sich etwa nicht nur zum Papst gewandelt haben? Oder trägt der schöne Schein einer betulichen Liebes-Enzyklika? Ist es Zufall, dass nur die «Christgläubigen» und nicht mehr «alle Menschen guten Willens» zu den Adressat/innen eines derartigen Rundschreibens gehören? Ist «christliches Liebeshandeln» vereinbar mit der gängigen Sozialstaatskritik, der sich der Papst anzuschliessen scheint? Kommt hinzu, dass Ratzinger einmal mehr gegen den Marxismus – oder was er darunter versteht – ankämpft, aber die aktuelle materialistische Irrlehre des Neoliberalismus mit keinem Wort erwähnt.

Eine Liebe, die ausgrenzt?

Es sind zunächst eindruckliche Gedanken, die Benedikt XVI. im ersten Teil seiner Antrittsenzyklika zu einer Theologie der Liebe zusammenfügt. Ausgehend vom Ersten Johannesbrief, sieht er in Gottes

Liebe zu den Menschen die «Mitte des christlichen Glaubens» (1). Diesem «Geschenk» antworte der Mensch, indem er dem einen und «einzigsten Auftrag» der *Gottes- und Nächstenliebe* folge. Die Enzyklika benennt auch den jüdischen Ursprung des Doppelgebots: das Erste Testament, das die Gottesliebe im Buch Deuteronomium (6,4–5) mit der Nächstenliebe im Buch Levitikus (19,18) verbindet.

Dem Ersten Testament weit weniger gerecht werden dann freilich die übereifrigen, vielleicht auch nur überängstlichen Differenzierungen zwischen «*Eros*» und «*Agape*». Selbst das «Hohelied» will der Papst auf die Verherrlichung der ehelichen Liebe beschränkt sehen (6). Letztlich symbolisiere es «das Verhältnis Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott» (10). Was Erotik gerade noch sein darf, wird solange reglementiert, bis *Friedrich Nietzsche* Recht bekommt, den der Papst mit den – von ihm vehement in Abrede gestellten – Worten zitiert, «das Christentum habe dem Eros Gift zu trinken gegeben» (3).

Natürlich verdient die Enzyklika Zustimmung, wenn sie den Warencharakter des «Eros» in der heutigen Gesellschaft kritisiert. Nur scheint dem Papst zu entgehen, dass die *Verdinglichung des Eros zu Sex* nicht isoliert von einer sich ausbreitenden Marktgesellschaft gesehen werden darf, die den Menschen, seine Arbeit, seine Beziehungen, sein Leben, ja die ganze Welt zur Ware macht. Aber da wären wir schon beim Neoliberalismus, von dem der Papst partout nicht reden will.

Stark sind die Abschnitte über «die <Mystik> des Sakraments, die auf dem Abstieg Gottes zu uns beruht» (13). «Zu uns»! Denn das *Sakrament der Eucharistie* ist als «Kommunion» nicht nur «Vereinigung mit Christus», sondern auch «Vereinigung mit allen anderen, denen er sich schenkt». «Eucharistie, die nicht praktisches Liebeshandeln wird, ist in sich selbst fragmentiert»

(14). Bei diesem «Liebeshandeln» geht es um den *Nächsten*, und zwar um jeden, «der mich braucht und dem ich helfen kann» (15). Die grossen Gleichnisse vom reichen Prasser, vom barmherzigen Samariter und vom letzten Gericht weisen alle denselben Weg: «Im Geringsten begegnen wir Jesus selbst, und in Jesus begegnen wir Gott» (15). Das ist so treffend gesagt, dass man sich nur wundern kann, warum das kirchliche Lehramt die Teilnahme an der Eucharistie vom Glauben an wahre Sätze, von der Orthodoxie und nicht von der Orthopraxie der Liebe abhängig macht...

Das Ab- und Ausgrenzen kann Joseph Ratzinger denn auch in einer Liebes-Enzyklika nicht lassen. Er schreibt Sätze, die den *Nichtgläubigen* die Befähigung zur *Nächstenliebe* schlicht abzusprechen scheinen. Obschon «der Imperativ der Nächstenliebe vom Schöpfer in die Natur des Menschen selbst eingeschrieben» (31) ist, kann der Mensch angeblich nur vom christlichen Glauben her «dem anderen mehr geben als die äusserlich notwendigen Dinge: den Blick der Liebe, den er braucht». Und: «Wenn die Berührung mit Gott in meinem Leben ganz fehlt, dann kann ich im anderen immer nur den anderen sehen und kann das göttliche Bild in ihm nicht erkennen» (18).

Mit dem *Konzil* vor Augen wäre ein anderer Blickwinkel möglich gewesen. So hat die Pastoralkonstitution «*Gaudium et spes*» erklärt, auch Atheisten könnten «hohe Güter der Humanität pflegen», ohne deren «Urheber» zu kennen. Aber vielleicht sind «Güter der Humanität» für den heutigen Papst nur «äusserlich notwendige Dinge» – was immer er darunter verstehen mag (präzise Begrifflichkeit ist nicht sein Ding). Nochmals anders gefragt: Können Menschen nicht auch lieben, ohne den «Urheber» der Liebe zu kennen? Ist «das von Gott im Menschen» – wie die Mystiker sagen – davon abhängig, dass der Mensch darum weiss?

Im Mainstream gängiger Sozialstaatskritik

Im zweiten Teil wird Kirche als «Gemeinschaft der Liebe» vorgestellt. Dazu gehöre die «Evangelisierung durch das Wort und die Sakramente», aber auch «der Dienst, den die Kirche entfaltet, um unentwegt den auch materiellen Leiden und Nöten des Menschen zu begegnen» (19). Wiederum gibt es eine Reihe von zitierfähigen Sätzen, die in Zeiten kirchenamtlicher Sparübungen wunderbar antizyklisch daherkommen. So etwa der Satz: «Die Kirche kann den Liebesdienst so wenig ausfallen lassen wie Sakrament und Wort» (22). Es fehlt nicht der Hinweis auf den *Liebeskommunismus* der Jakobus-Gemeinde in Jerusalem. Auch wenn diese «radikale Form der materiellen Gemeinschaft» sich mit dem «Grösserwerden der Kirche» schon bald nicht mehr habe aufrechterhalten lassen, so bleibe der «Kern» bestehen, um den es damals gegangen sei: «Innerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen darf es keine Armut derart geben, dass jemandem die für ein menschenwürdiges Leben nötigen Güter versagt bleiben» (20). Wenig später schärft der Papst den Katholikinnen und Katholiken nochmals ein: «Die Kirche ist Gottes Familie in der Welt. In dieser Familie darf es keine Notleidenden geben» (25).

Der «Kern»-Satz müsste eine *innerkirchliche Revolution* bedeuten. Denn die weltweite (Klassen-)Spaltung zwischen Arm und Reich, Hungernden und Übersättigten, Unterdrückten und Unterdrückern geht mitten durch die römisch-katholische Kirche hindurch. Mehr noch, der Papst betont die «Universalität des Liebesgebotes» und verpflichtet damit die Kirche, im Sinne des Galaterbriefs nicht nur (wenn auch «besonders») den «Hausgenossen des Glaubens», sondern «allen Menschen Gutes zu tun» (25.b). Wie das? Übernimmt sich die Kirche nicht mit einer solchen Aufgabe – und damit auch der Papst mit seinen Worten?

Ist es wirklich Aufgabe der Kirche und

nicht vielmehr des *Rechts* und der *Politik*, die Kluft zwischen Arm und Reich zu überwinden? Auch da fallen fürs erste klare Worte: «Ein Staat, der nicht durch Gerechtigkeit definiert wäre, wäre nur eine grosse Räuberbande, wie Augustinus einmal sagte» (28.a). Also, müsste man meinen, sei es auch Sache des Staates und der Staatengemeinschaft(en), eine gerechte Gesellschaft herbeizuführen. Aber was ist eine gerechte Gesellschaft? Der Papst beeilt sich, den Anschluss an den *Mainstream gängiger Sozialstaatskritik* nicht zu verpassen. Gerecht, so schreibt er, sei jedenfalls nicht der «totale Versorgungsstaat», der als eine «bürokratische Instanz» gerade «das Wesentliche nicht geben» könne, «das der leidende Mensch – jeder Mensch – braucht: die liebevolle persönliche Zuwendung». Aber was dann?

In Zeiten des Neoliberalismus droht uns ja alles andere als der «totale Versorgungsstaat». Ist etwa die Existenzsicherung kein *soziales Grundrecht* mehr? Ratzinger weicht der Frage aus – sofern er sie überhaupt kennt. Das «Subsidiaritätsprinzip» soll's richten. Ihm entspricht in der päpstlichen Optik ein «Staat», der «grosszügig die Initiativen anerkennt und unterstützt, die aus verschiedenen gesellschaftlichen Kräften aufsteigen und Spontaneität mit Nähe zu den hilfsbedürftigen Menschen verbinden» (28. b). Als ob es noch nötig wäre, fügt der Papst hinzu: «Die Kirche ist eine solche lebendige Kraft.»

Mehl- und Seelsorge anstelle der Unparteilichkeit und Objektivität des Rechts in der Zuteilung existenzsichernder Ressourcen? «Nächstenliebe» statt «Solidarität»? «Deus caritas» als ein weiteres *konservatives Plädoyer* für das «Ersäufen des Rechts im Mistloch der Gnade» (J.H. Pestalozzi)? Ratzinger geht jedenfalls von einem *Solidaritätsbegriff* aus, der nichts gemein hat mit einer «Steuerungsform des *rechtsverbindlichen* Ausgleichs» (Friedhelm Hengsbach in diesem Heft). Der Begriff schwimmt

in einer Grauzone von «Beihilfen oder Steuererleichterungen» des Staates einerseits und von «beträchtlichen Geldmitteln» der «humanitären Vereinigungen» andererseits (30.a). Wobei das «kirchliche Liebeshandeln» natürlich mehr sein soll «als eine Variante im allgemeinen Wohlfahrtswesen» (31) – und damit ja wohl auch vom Staat die «beträchtlichen Geldmittel» erwarten darf, die nötig sind, um ihn sozialpolitisch zu konkurrenzieren...

Komplementärideologie des Neoliberalismus?

Wie einst die Befreiungstheologen warnt Ratzinger nun auch die in der kirchlichen Caritas tätigen «Mitarbeiter», sie sollten sich ja «nicht nach den Ideologien der Weltverbesserung richten» (33). Die «Entwicklung der Welt zum Besseren hin» bleibe vielmehr den «Christen» vorbehalten (30.b). Was aber «christlich» ist, entscheidet der Papst. Und der sagt, «christliches Liebeshandeln» sei «nicht ein Mittel ideologisch gesteuerter Weltveränderung» (31.b). Was wiederum mit «Ideologie» rein gar nichts zu tun hat...

Unter die «Ideologien der Weltverbesserung» rubriziert der Papst seinen Lieblingsfeind, den *Marxismus*. Was «Marxismus» ist, wusste Ratzinger stets besser als die Marxisten selbst. Schon im Kampf gegen die Theologie der Befreiung hatte der damalige Chef der Glaubenskongregation definiert, was «Marxismus» ist und gefälligst zu sein habe. Auch «Deus caritas» bedient sich verschiedener Versatzstücke aus der Mottenkiste des bürgerlichen Antikommunismus. So unterstellt Ratzinger dem Marxismus eine «Verelendungsstrategie», die behauptete, «wer in einer Situation ungerechter Herrschaft dem Menschen karitativ helfe, stelle sich faktisch in den Dienst des bestehenden Unrechtssystems, indem er es scheinbar, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, erträglich mache» (31.b).

Natürlich haben Marxismus und

Sozialismus betont – was Ratzinger ihnen vorwirft –, «die Armen bräuchten nicht Liebeswerke, sondern Gerechtigkeit» (26). Marxismus und Sozialismus wollten damit aber nicht die Liebe aus der Gesellschaft verbannen, sondern die Hypokrisie eines verbürgerlichten Christentums entlarven, das an die Barmherzigkeit der Reichen appellierte und die Armen im übrigen auf das Jenseits vertröstete. Bereits die erste Sozialenzyklika «*Rerum novarum*» 1891 warnte die «Proletarier» davor, das kapitalistische System ändern zu wollen. Dem stehe «die natürliche Ungleichheit der Menschen» entgegen. Wer darunter leide, möge sich damit trösten, dass «Armut keine Schande ist» und «Reichtum nicht von Schmerz befreit, noch irgendwie von Vorteil ist für das ewige Glück im Jenseits». Schliesslich habe Gott uns die «Erde als Verbannungsort, nicht etwa als bleibende Stätte angewiesen»...

In die paternalistische Mentalität dieser ersten Sozialenzyklika fällt «*Deus caritas*» zurück. Die «Endlosigkeit der Not» dürfe den Menschen, so der Papst, nicht dazu verleiten, dass er «sich zum Richter Gottes erhebt und ihn anklagt, das Elend zuzulassen» (37). Wieder fällt ein Generalverdacht auf die «Ideologie, die vorgibt, nun das zu tun, was Gottes Weltregierung allem Anschein nach nicht ausrichtet – die universale Lösung des Ganzen» (36). Ist die Endlosigkeit der Not etwa Gottes Wille? Pfuscht Gott ins Handwerk, wer sich für soziale Gerechtigkeit einsetzt und gegen ein System kämpft, das die Endlosigkeit der Not hervorbringt? Wenn das die Meinung von «*Deus caritas*» sein sollte, dann wäre diese Enzyklika nicht nur ein Rückfall in das Denken von «*Rerum novarum*», sondern auch eine «Verächtlichmachung Gottes und des Menschen», wie sie hier freilich dem Marxismus vorgeworfen wird (31. c). Den Armen ihr Recht vorzuenthalten und ihnen dafür Liebe anzubieten, ist lieblos.

Der «Traum» des Marxismus sei «zer-

ronnen», triumphiert Papst Ratzinger (27). Fragt sich nur, welche Phantom-schmerzen ihn befallen, dass er es für nötig findet, sich mit diesem selbstgefertigten Popanz in einer Enzyklika des 21. Jahrhunderts auseinanderzusetzen. Vor allem aber fragt sich, warum der Papst hier mit keinem Wort auf die alles beherrschende – jedenfalls alles beherrschende – *Heilslehre des Neoliberalismus* eingeht. Unter die «Ideologien der Weltverbesserung» scheint er sie nicht zählen zu wollen. Aber vielleicht kann er ganz gut mit einer Ideologie leben, die in der sozialen Gerechtigkeit ein «Schlagwort des Sozialismus» (F.A. v. Hayek) sieht und die Armen noch so gern der «privaten Wohltätigkeit» überlässt. Dann aber wäre aus der Soziallehre der Kirche eine Komplementär-ideologie des Neoliberalismus geworden.

Bleiben wir ganz unideologisch: Die *Endlosigkeit der Not* besteht heute aus den 100 000 Menschen, die (laut FAO) täglich an Hunger oder an den Folgen des Hungers sterben, aus den (laut Weltbank) 1,8 Milliarden «extrem Armen», die mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen müssen, aus einer gigantischen Auslandsschuld von 2000 Milliarden Dollar, unter deren Würgegriff die Dritte Welt leidet... Darüber schweigt die neue Enzyklika ebenso wie über die nahende Klimakatastrophe. Was getan werden müsste, damit es innerhalb und ausserhalb der Kirche «keine Notleidenden» mehr gibt, scheint den Papst nicht wirklich zu interessieren. Entgegen dem schönen Schein geht es Ratzinger um seine Kirche, nicht um die Menschen. ●

¹ Enzyklika «*Deus caritas est*» vom 25. Dezember 2005, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 171, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2006. Die Zahlen in Klammern geben die Artikel der Enzyklika wieder.